



Ein junges Schweizer Paar steigt für fünf Jahre aus und geht auf Langfahrt. Eigentlich nichts Außergewöhnliches. Wäre da nicht die Route. Statt Karibik und Südsee nehmen sie Kurs auf Afrika

Abenteuer am Äquator

Wir kommen aus einem Binnenland. Vielleicht zieht sie uns deshalb so magisch an, die Weite des Meeres. Wir arbeiteten als Segellehrer, Skipper und Charteragenten. Und irgendwann reifte in uns ein Entschluss: Wir wollen los, zu zweit, auf unbestimmte Zeit. Dorthin, wo kaum ein Blauwassersegler unterwegs ist – zu den Küsten Afrikas und Südamerikas. Also kauften wir ein Schiff. Das war vor sechs Jahren.

Es ist ein einfaches Schiff. Eine Stahlsegelyacht, Baujahr 1990, angelehnt an Entwürfe von Van de Stadt und Reinke. Zwölf Meter lang, vier Meter breit, 16 Tonnen schwer. Mit Großsegel, Rollgenaua, reffbarer Stagfock, Sturmfock und Trysegel. Die Segelfläche beträgt 120 Quadratmeter. Werkzeug, GPS, UKW-Funkgerät und Epirb sind als Mindestausrüstung an Bord. Strom beziehen wir aus zwei Autobatterien. Das genügt.

Unser Energiebedarf ist gering. Einen Kühlschrank gibt es beispielsweise nicht. Und die Windfahnen-Selbststeueranlage braucht auch keinen Strom. Im Maschinenraum verrichten zwei Mitsubishi-Vetus-Motoren mit je 33 PS ihren Dienst.

Drei Monate lang machen wir unsere „Mon Amie“ in Lemmer am IJsselmeer fit für das bevorstehende Unternehmen. Am 21. Juni 2002 ist es dann endlich so weit: „Leinen los!“



Rundfahrt. Erst Mittelmeer und Ostafrika, dann über Kapstadt und Brasilien zurück

Auf dem ersten Stück Weg entlang der Küsten Englands, Frankreichs und Portugals bis ins Mittelmeer gewinnen wir rasch Vertrauen in unsere „neue Freundin“. Die Euphorie nach dem Aufbruch, sie hält lange an. In vollen Zügen genießen wir unsere frisch gewonnene Unabhängigkeit.

Ende August machen wir im Yachthafen von Palma de Mallorca fest. Wir sitzen auf unserem Schiff, um uns herum brandet der Trubel der Hochsaison. Erstmals stellt sich Ernüchterung ein. Nein, so hatten wir uns den Ausstieg nicht vorgestellt. Kurzerhand beschließen wir, die geplante Route durchs Mittelmeer zu verkürzen. Wir lassen Südfrankreich links liegen, verzichten aufs italienische Festland und sparen uns Abstecher nach Griechenland und in die Türkei. Stattdessen >

Familienglück. Am Kap der Guten Hoffnung kündigt sich Nachwuchs an. Bald darauf segeln Simi Züger und Christa Scheidegger mit Baby



Kreuzfahrt. Die „Mon Amie“ segelt monatelang in den Gewässern Kenias, Tansanias und Sansibars. Ein fantastisches, unberührtes Revier

Wo die Segler auch anlanden, stets werden sie herzlich aufgenommen

nimmt die „Mon Amie“ über Sardinien und Sizilien direkten Kurs auf Ägypten. Wir brennen darauf, Orte zu erreichen, in denen der Yachttourismus noch keinen Einzug gehalten hat.

In Port Said ist es so weit. Europa liegt hinter uns. Wir betreten erstmals afrikanischen Boden. Die Unterschiede könnten größer kaum sein. Wir sehen, fühlen, riechen und schmecken sie. Die Hitze trocken, die Düfte exotisch, die Frauen verschleiert. Wir tauchen ein in die arabische Kultur, besuchen Kairo und die Pyramiden, verbinden das Segeln mit Rei-

sen und Entdecken. Auch wenn das so manches Mal mit größeren Anstrengungen verbunden ist.

Kaum ist der Sueskanal passiert, verlangt uns das Rote Meer unser gesamtes Können ab. Mit voller Wucht schlägt uns ein Wüstensturm entgegen. Keine Chance, gegenan zu kommen. Also drehen wir bei – und werden binnen weniger Stunden über 40 Seemeilen zurückgetrieben. Eine solche Kraft haben wir nie zuvor erlebt. Die Reise beginnt uns zu fordern.

Und zu formen. Wir lernen, unsere Vorstellungen über fremde Länder und

Kulturen zu revidieren. Beispiel Sudan: Was haben wir nicht alles an Warnungen über die krisengeschüttelte Region erhalten. Keine einzige stellt sich als begründet heraus. Wir erleben die Sudanesen zwar durchaus als arme, aber eben auch als enorm aufrichtige Menschen. Nichts wird gestohlen, niemand bettelt. Unser Schiff ist Tag und Nacht unverschlossen. Die Einwohner, fast ausnahmslos Moslems, schauen einem stets direkt ins Gesicht, immer mit einem Lächeln. Wir lächeln und staunen zurück. Und sind froh, negative Klischees über Bord werfen zu können.

Weiter hangeln wir uns die Küste entlang das Rote Meer hinab. Ende November verlassen wir Port Sudan. Das erste Weihnachten unseres Törns verbringen wir in Djibouti. Im Februar 2003 steht uns dann eine weitere Premiere auf dieser Reise bevor: ein richtig langer Schlag, 2200 Seemeilen bis nach Kenia.

Wir kreuzen auf in den Golf von Aden, halten uns etwa mittig zwischen dem Jemen und Somalia. Nach einer Woche auf See verschwindet mit der Insel Sokotra für längere Zeit festes Land im Kielwasser. Im sicheren Abstand wird das Horn von Afrika gerundet. Dann endlich können wir auf Vormwind-Kurs abfallen und breiten die Flügel aus. Der Windpilot hält uns auf Kurs.

Während der Nacht, wenn Christa in der Koje schlummert und ich für vier Stunden mit mir und dem Schiff allein bin, bleibt Zeit zum Nachdenken. Viel Zeit. Mehr als im normalen Leben. Und manchmal auch mehr, als einem lieb ist. Ich hadere mit zurückliegenden Entscheidungen, die sich als falsch erwiesen haben. Ich bereue Aussagen, die ich irgendwann einmal im Streit gemacht habe. Immerhin, auf diese Weise komme ich mit mir ins Reine. Ich habe das Gefühl, als würde mein Kopf ordentlich durchgelüftet, die Unordnung in meinen Gedanken aufgeräumt. Dabei stellt sich mehr und mehr eine tiefe innere Zufriedenheit ein. Ich blicke auf zu den Sternen und fühle, wie mich neue Kraft durchströmt, wie Pläne für die Zukunft die Erinnerung an das Vergangene verdrängen.

Die Nachtwachen sind viel mehr als nur verpasster Schlaf oder ein notwendiges Übel zugunsten der Sicherheit.

Man hört Delphine atmen, die das Schiff begleiten. Und oft zieht die „Mon Amie“ eine Leuchtspur durchs Meer, das von phosphoreszierendem Plankton hervorgerufen wird. Diese Meeresfunken sind oft so stark, dass die Segel hell erleuchtet werden. Ein beeindruckendes Naturschauspiel.

Seit beinahe einem Jahr sind wir unterwegs, als die „Mon Amie“ den Äquator überquert. Drei Tage später erreicht sie

Kenia. In Lamu, einer nur durch einen schmalen Meeresarm vom Festland getrennten Insel, klarieren wir ein. Es ist eine eindrucksvolle Stadt mit einem wichtigen Hafen für den Handel zwischen Ostafrika, Arabien, Persien und Indien. Hier hat die Swahili-Kultur in den letzten 500 Jahren kaum von ihrer Ursprünglichkeit verloren. Es gibt keine Autos, und überhaupt scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Die Güter werden auf Lamu noch mit Mauleseln oder zu Wasser mit unmotorisierten Dhaus transportiert.

Alles geht einen Gang langsamer. Nach 22 Tagen nonstop auf See kommt uns das ganz gelegen.

Jeden Tag entdecken wir während unserer Ausflüge an Land Neues. Und selbst an Bord sind wir vor Überraschungen nicht sicher. Eines Morgens sitzen wir am Ankerplatz vor Lamu im Cockpit, als es am Bug urplötzlich fürchterlich rumpelt und knallt. Ankerkette gerissen? Wir laufen nach vorn und trauen unseren Augen nicht: Da liegt ein kapitaler Kingfisch heftig zappelnd an Deck und spuckt lebendige Sardinen aus. Während seiner wilden Jagd muss er hoch aus dem Wasser gesprungen sein. Pech für ihn – die „Mon Amie“ lag in seiner Flugbahn.

Fassungslos stehen wir einen Moment lang da. Dann folgen geübte Handgriffe: Das Tier wird von seinem Leiden erlöst und frisch filetiert. Das geplante Tagesprogramm fällt aus, stattdessen kramen wir zu zweit Einweckgläser aus den Tiefen der Schapps hervor und beginnen, den Fisch einzukochen.

Ein wenig fühlen wir uns wie im Schlaraffenland: Die Früchte wachsen einem in den Mund, der Fisch springt einem in die Pfanne. Er wird von uns vollständig verwertet. Das ist uns wichtig. Wir angeln nie aus Spaß, sondern dann, wenn wir unseren Proviant ergänzen wollen. Fische fangen, die besten Stücke rauschneiden und die Reste ins Meer zurückwerfen, das empfinden wir als verschwenderisch und respektlos.

Die Monate vergehen. Wir verbringen eine fantastische Zeit mit Inselhüpfen zwischen Kenia, Tansania und Sansi- ➤

bar. Das Revier ist paradiesisch schön. Wochenlang begegnet uns keine andere Segelyacht. Wo gibt es das noch? Dafür sichten wir Buckelwale, Walhaie, Delphine, Meeresschildkröten.

Der Bordalltag in den ostafrikanischen Gewässern unterscheidet sich deutlich von dem in Europa oder der Karibik. Alles dauert viel länger. Im Mittelmeer oder auf der Ostsee läuft man in die Marina ein, dann reihen sich Wassertank auffüllen am Liegeplatz, Papierkram beim Hafenmeister erledigen und zum Einkaufen in den nächsten Supermarkt effizient aneinander. Beim Auslaufen noch kurz zur Zapfsäule, schon ist der Dieseltank voll bis zum Rand.

In Afrika hingegen ist es an Land fast eine halbe Stunde bis zur nächsten, hand-

betriebenen Wasserpumpe. Sie steht auf einer kleinen Lichtung mitten im Urwald. Immerhin können wir beim Auffüllen der Kanister eine Gruppe Affen beobachten. Einmal sehen wir sogar ein Zebra.

Überhaupt herrscht an der Wasserstelle ein entspanntes Kommen und Gehen. Im Umkreis von vielen Kilometern liegen die Lehmhütten der Einheimischen verstreut. Die Frauen tragen ihre Eimer oder Kanister souverän auf dem Kopf, ein für uns unmögliches Unterfangen. Die schwere Last scheint ihnen nichts auszumachen, wohingegen ich auf dem Rückweg immer längere Arme kriege und mächtig ins Schwitzen gerate.

Für die bescheidenen Einkäufe fahren wir mit dem Sammeltaxi einmal die Woche in die nächste größere Stadt. Vor al-

lem kurz vor unserer Weiterfahrt nach Südafrika nimmt das Bunkern daher viele Tage in Anspruch.

Das Einklarieren in Kenia schaffen wir immerhin an einem Tag. Vom Zoll zum Gesundheitsamt, dann zur Immigration, dann zur Polizei, und am Schluss noch einmal zum Zoll. Die Beamten sind uns gegenüber äußerst freundlich, jedoch müssen sie lange nach Formularen für Yachties suchen. Der logistische Teil der Segelreise wird unversehens Teil des Alltags, der Alltag zum Abenteuer.

Ab und zu können wir bei Bekannten ein Auto ausleihen. Eine riesige Erleichterung. Als ich eines Tages, vollbeladen mit frischem Gemüse, Gasflaschen, Benzin- und Dieselkanistern auf dem Rückweg von Mombasa nach Shimoni bin, wo

An Bord wächst die Familie zusammen. Die Reise gewinnt an Intensität

die „Mon Amie“ zwischenzeitlich liegt, steht plötzlich Alai gestikulierend und winkend am Straßenrand. Er ist ein Einheimischer, der nahe unseres Ankerplatzes lebt. Völlig verschwitzt, verängstigt und nervös redet er los. Dabei wird sein Englisch noch unverständlicher, ich habe Mühe, ihn zu verstehen. Irgendwann kann ich wife, baby und hospital aneinanderreihen. Also fahren wir eine Stunde lang wieder zurück zum Mzambweni-Krankenhaus.

Seine Frau musste ihr Kind per Kaiserschnitt zur Welt bringen. Den aber kann Alai nicht bezahlen, weshalb die Ärzte sie nicht nach Hause lassen wollen. „Wann war die Operation?“, frage ich. „Gestern“, antwortet er ganz selbstverständlich. Ich staune, dass sie schon nach Hause möchte. Darüber ist er erstaunt.

Vor dem Hospital lassen wir den Wagen stehen und suchen uns unseren Weg durch die Menschenmasse. Überall Patienten. Jung, alt, Frauen, Männer, Kinder. Auf dem Rasen, vor der Eingangstür, im Flur, in den Gängen, in der kleinen Kapelle. Alai läuft mit mir direkt in das Entbindungszimmer. Darin befinden sich auch etwa 25 Wochenbetten. In jedem eine Frau, entweder mit einem Neugeborenen im Arm oder noch hochschwanger. Alai stellt mir schüchtern seine Frau vor, die schon neben dem Bett steht. Ihre Tochter Fatuma hält sie im Arm. Alles ging gut, sie ist glücklich. Ich verstehe nun, mitten in dieser wenig privaten Umgebung, dass sie mit ihrem Kind so schnell wie möglich heim will. Also bezahle ich die umgerechnet 20 Euro für die Arztrechnung und bringe die junge Familie nach Hause.

Wochen später, im Sommer 2003, nehmen wir Kurs auf Daressalam in Tansania. Während einer mehrtägigen Monsunstörung taucht bei der Ansteuerung plötzlich ein Schiffbrüchiger im Meer auf.

Doppelrolle. Die junge Mutter muss den Nachwuchs bei Laune und das Schiff auf Kurs halten – manchmal auch gleichzeitig



Auf den Überresten seines Segelkanus treibt der Fischer bis zum Hals im Wasser. Die stürmischen Verhältnisse waren für sein Gefährt wohl zu viel.

Wir segeln einen Aufschießer und wollen den Mann, der uns halblahm zuwinkt, an Bord nehmen. Doch er hat Angst, seine Holzplanken zu verlassen und sieht uns verstört an. Er steht unter Schock. Christa wirft ihm schließlich den Rettungsring zu. Er greift danach, wir ziehen ihn zum Schiff. Der arme Kerl hat nicht einmal mehr die Kraft, unsere Badeleiter emporzusteigen. Seine dunkle Hautfarbe hat sich in aschgrau verwandelt. Er ist mit den Kräften völlig am Ende und dazu stark unterkühlt. Später finden wir heraus, dass er über 30 Stunden im Wasser ausgeharrt hat und bereits davon ausgegangen war, dass er die kommende Nacht nicht überleben würde.

Kaum auf die Cockpitbank gelegt, dreht er seltsam die Augen, und wir haben Angst, dass er sterben könnte. Doch mit warmen Getränken und Reis können wir ihn aufpäppeln und bringen ihn sechs Stunden später sicher an Land. Beim Ab-

schied strahlt sein abgekämpftes Gesicht Dankbarkeit aus. Stumm und mit eindringlichem Blick schüttelt er mir fest die Hand. Wir geben ihm Geld für das Sammeltaxi zu seinem Heimatort Pangani. Der liegt über 50 Seemeilen weiter südlich. Von dort ist er nach seinem Schiffbruch nordwärts getrieben.

Auch für uns ist das Segeln in den Küstengewässern nicht immer einfach. Die Seekarten sind oft auf dem Stand von vor 100 Jahren – ungenau und unvollständig. Wir sichten zahlreiche unverzeichnete Riffe und Untiefen, kommen zum Glück aber immer mit einem Schrecken davon. Längst segeln wir nur noch tagsüber und gehen sorgsam Ausguck. Ein anderes Problem sind die mitunter sehr starken Strömungen. Der Tidenhub an den flach auslaufenden Küsten variiert zwischen drei und sechs Metern. Da will jede Etappe in Landnähe sorgfältig geplant sein. Immerhin ist diesbezüglich auf die Angaben in den Tidenkalendern der kenianischen Navy Verlass.

So nahe am Äquator herrschen statt thermalen hygrische Jahreszeiten. >



Von wegen Südsee. Traumhafte Ankergründe gibt es auch vor der Küste Ostafrikas reichlich. Meist hat man sie ganz für sich allein

Irgendwann ist das Abenteuer zwar zu Ende. Die Eindrücke aber bleiben

Sprich, der Monsunwechsel leitet die Regenperiode ein. Der Wind bläst meist verlässlich ein halbes Jahr aus Nordost, danach ein halbes Jahr aus Südost. In der Stärke schwankt er leider stark. Mal eine steife Brise, dann wieder angenehme vier Windstärken samt Schönwetterkumuli bis zum Horizont. Alles in allem bleibt er uns ein Rätsel. Verlässliche Prognosen lassen sich kaum erstellen.

Eine Marina gibt es in Ostafrika nirgends. Man lebt vor Anker, das Dingi ist im Dauereinsatz. Außer im Yachtclub von Daressalam, da bringt einen sogar ein Wassertaxi an Land.

Bei einem Drink in der Bar erzählt uns ein in Tansania lebender Weißer, wie gefährlich das Land – sprich die schwarze Bevölkerung – sei. Trotz seiner Warnung gehen wir zu Fuß zum Markt. Schon weil wir nirgends einen Busfahrplan finden. Tatsächlich werden wir auf einer abgelegenen Straße plötzlich von einer Gruppe Jugendlicher bedrängt, die herangebraust kommt – bedrängt, doch unbedingt mitzufahren, bei dieser Hitze! Ein Fahrgeld weisen sie entrüstet zurück und drehen für uns die Musikanlage noch lauter auf. Wir fühlen uns wohl in Afrika.

Obwohl die „Mon Amie“ mit einer Zwillingmaschine ausgestattet ist, müs-

sen wir uns eines Tages doch als motorlos bezeichnen. Backbord kommt die Kurbelwelle lose und schlägt ein Loch in den Motorblock. Der Steuerbordmotor neigt unerklärlicherweise ständig zum Überhitzen. Wir nehmen uns vor, nonstop nach Südafrika zu segeln, wo wir das Schiff gründlich überholen wollen.

Vier Wochen dauert die Überfahrt, bis ein Dutzend Leute des Zululand Yachtclubs in Richards Bay am Kai stehen und hilfsbereit die Leinen entgegennehmen. Wir sehen in fremde Gesichter und ernten mitfühlende Blicke. Wir schauen uns an, da wird uns plötzlich bewusst, warum die Menschen an der Pier uns mit so mitleidvollen Blicken begrüßen. Wir sind völlig abgekämpft. Christa und ich in Stiefeln und schwerem Ölzeug, mit Rettungswesten und tiefen Augenringen. Die „Mon Amie“ mit zeretzter Rollgenau, Rostflecken am Freibord und der signalroten Sturmfock am Bug.

2500 Seemeilen liegen hinter uns, 26 Tage haben wir uns gegen Wind und Strom vorangekämpft. In der Straße von Mosambik sind noch dazu zwei heftige Kaltfronten über uns hergefallen.

Erst beim Anlegemanöver registrieren wir, dass mit unserem Steuer etwas nicht stimmt. Der Tauchgang am nächsten Morgen bringt die erschreckende Erklärung: Beide Haupttruder sind weggebrochen! Dank unserer Windsteueranlage haben wir das erst im Hafen gemerkt. Die hielt uns auch mit etwas weniger Lateralfäche sauber auf Kurs.

In Richards Bay verbringen wir unser nächstes Weihnachten. Wir erkunden die Küste Südafrikas, zuerst als Yachttouristen, dann werden wir Teil der arbeitenden Bevölkerung. So etwas wie Alltag kommt auf. Wir kaufen ein, gehen zum Zahnarzt, schließen Freundschaften mit Stegnachbarn. Unser Boot wird zur Baustelle.

Die Bedingungen sind derart gut, dass wir gleich alles, was uns nötig erscheint, verbessern, reparieren, ersetzen, neu durchdenken. Die Motoren werden überholt, das Teakdeck entfernt, neue Ruder angebracht, Rumpf und Deck lackiert.

Auf dem Werftgelände tummeln sich etliche Selbstbauer, es herrscht hemdsärmelige Verbundenheit. Da sind etwa Morgan und Jackie, zwei Südafrikaner Mitte dreißig. Sie bauen sich einen Katamaran aus Marinesperrholz. Juliano, gebürtiger Italiener, der sein halbes Leben als Geologe im Kongo verbrachte, hat sich ein altes Schiff gekauft, das er seetüchtig machen will. Und da ist auch das lebenswerte Pärchen Bradley und John. Die beiden Jungs haben vor fünf Jahren auf einer Bootsmesse einen modernen und topausgerüsteten Katamaran gekauft – und sind wegen ihres Hangs zur Perfektion noch immer nicht auslaufbereit.

Erst 364 Tage nach unserer Ankunft nehmen wir Abschied von Richards Bay. Ein volles Jahr sind wir hier hängengeblieben. Kurz darauf runden wir das Kap der Guten Hoffnung, und guter Hoffnung ist auch Christa. Die Freude ist riesig. Gemeinsam beschließen wir, eine Babypause einzulegen.

Nach drei Jahren lassen wir zum ersten Mal unser Schiff allein und kehren in die Schweiz zurück. Dort feiern wir Wiedersehen mit Familie und Freunden. Ich jobbe als Segellehrer, und unser Sohn Lenny Lee kommt zur Welt.

Fünf Monate nach der Geburt sind wir zurück auf der „Mon Amie“, nun zu dritt. Von der Heimat nach Hause. Ein langer Weg liegt vor uns: von 38 Grad Süd auf 43 Grad Nord. Mit Lenny an Bord segeln wir über 10 000 Seemeilen. Von Kapstadt über St. Helena nach Brasilien, von dort via Fernando de Noronha auf die Kanarischen Inseln. Während der längsten Etappe sind wir 32 Tage auf See. Von der Welt abgeschieden, genießen wir unser Einsiedlerleben. Wir essen dreimal am Tag, duschen in der brütenden Hitze der Kalmen, trimmen die „Mon Amie“, navigieren, führen kleinere Reparaturen durch, versuchen, hier und da eine Extrastunde Schlaf zu bekommen, gehen auf Nachtwache, lesen viel. Und wir spielen mit Lenny, füttern Lenny, wickeln Lenny, passen auf Lenny auf. Ab und zu besuchen uns Delphine oder ein Wal, sehr zur Freude unseres Sohnes.

Selten geraten wir in all der Zeit in die Stimmung, unser Tun zu bereuen. Nimmt man sein Schicksal in die Hand, ist man frei. Man hat aber plötzlich auch die alleinige Verantwortung für sich selbst. Genau das ist das Schöne, zugleich Schwierige, vor allem aber Ehrliche am Langfahrtsegeln: Es lehrt einen, Angefangenes zu beenden. Die Mitte des Ozeans lässt keine Wahl.

Viel schneller als erwartet finden wir uns am Ende unserer Reise wieder. Der letzte Schlag führt von den Kanaren nach Marseille. Die Erinnerung an die Tour wird uns bleiben. Doch das Beste ist, dass Christa und ich dies alles zusammen erlebt haben. Und dass wir als Familie zurückgekehrt sind.

Inzwischen ist noch ein Kind geboren. Und eine Firma haben wir gegründet. Sie heißt Züger Yachting. Wir bleiben unserer Passion treu. Neben Segelschule und Bootservice gehen wir mit unserer „Mon Amie“ regelmäßig auf Ausbildungs- und Ferientörns. Und wer weiß: Vielleicht werfen wir eines Tages erneut die Leinen für längere Zeit los. Die Weite des Meeres, sie zieht uns noch immer magisch an.

Simi Züger



Halbzeit. Südafrika ist für das Paar der Wendepunkt. Fortan geht es wieder gen Norden

FOTOS: S. ZÜGER; KARTE: H. SEITMANN